



Blutwurst für das „Würgeschatzerl“: So witzig ist „Die Blutgräfin“ mit Minichmayr und Huppert

Ulrike Ottingers Edelgroteske mit Starbeteiligung macht Wien wieder morbid. Valerie Pachner berührt in Adrian Goigingers Verlustdrama „Vier minus drei“.



Gräfin Báthory (Isabelle Huppert, re.) und ihre Zofe (Birgit Minichmayr). © Amour Fou / P. Domenigg

16.02.2026 um 21:51

VON
Andrey Arnold



gefolgt

Vienna is back, baby! Der Charme der alten Residenzstadt ist nicht totzukriegen. Immer noch wirkt er magnetisch auf Freigeister, die abgründige Schönheit lieben und sich wünschen, dass die morbide Wunderwelt des Fin de Siècle wiederkehrt - und ewig währt. Hollywoodstar **Willem Dafoe** z. B. ist ihm verfallen: Derzeit kann man ihn als Hotelmanager alter Schule im Kino bewundern, in Gastón Solnickis exzentrischem Filmchen „The Souffleur“, welches das Intercontinental am Heumarkt zum Ankerpunkt seiner Erzählung macht. Klar, das Interconti ist Baujahr 1964 - viel älter jedoch ist das im Film beweinte, vergehende Lebensgefühl.

Noch ein ganzes Stück angejahrter ist die Hauptfigur von Ulrike Ottingers jüngstem Leinwandwerk „Die Blutgräfin“, das am Montag bei den Berliner Filmfestspielen Premiere feierte. Nicht, dass man es merken würde: Gespielt wird diese Version der berühmtesten berüchtigten Adelsdame Erzsébet Báthory nämlich von keiner Geringeren als Isabelle **Huppert**, und die alterslose Aura des französischen Stars passt perfekt zu Ottingers Edelgroteske, die aus der Titelfigur eine waschechte Vampirin macht - und sie auf die Suche

nach unreinwilligen Blutspenden in wiens schönste Winkel schnickt.

Minichmayr im kurzen Interview über „Die Blutgräfin“:

Erzsébet Báthory, queere Ikone

Báthory soll ja bekanntlich junge Maderl in ihre Kemenate des Grauens gelockt haben, um sie zu meucheln und in ihrem Blut zu baden – oder entspringt diese Story nur einer infamen Intrige des Hauses Habsburg? Wie dem auch sei: Bei Ottinger geht es nicht um Geschichtsunterricht, sie reklamiert Báthory lieber als queere Ikone für sich. Freilich nicht im zeitgenössischen Sinn, als anständige und sensible Seele, die nach dem gelungenen Coming-out weinend Freunde umarmt. Sondern im historisch modernen – als unanständige Iron Lady, die sich in prachtvollen Gewändern schamlos und lustvoll ihren Perversionen hingibt.

Regisseurin Ulrike Ottinger ist nicht nur Berlinale-Stammgast, sondern seit einiger Zeit auch das Objekt eines Revivals, infolge des erstarkten Bewusstseins für die blinden Flecken chauvinistischer Filmgeschichtsschreibung: So lief 2022 eine große Ottinger-Retrospektive im Österreichischen Filmmuseum in Wien, die Berlinale zeigt aktuell auch ihr feministisches Road Movie „Johanna d'Arc of Mongolia“ aus 1989. Lange wurden Ottinger und ihre Zeitgenossinnen von der Aufmerksamkeitsdominanz der Großmänner des Neuen Deutschen Films an den Rand gedrängt – darunter auch der diesjährige Berlinale-Jurychef Wim Wenders. Die „Blutgräfin“ ist auch das Resultat eines wiedergefundenen Interesses an Ottingers Werk.

Die Künstlerin hat diese Chance genutzt, mit Unterstützung von Huppert und Elfriede Jelinek, der Co-Autorin des Films – sowie von Anderen aus der von Ottinger geschätzten österreichischen Hauptstadt, der sie schon 2007 in ihrem Essayfilm „Prater“ Tribut gezollt hat.

Wien-Tour mit Schoßfledermaus

„Die Blutgräfin“, der in Berlin im Rahmen einer Galavorstellung außer Konkurrenz gezeigt wurde, nimmt sich im Kontext des bisherigen Œuvres von Ottinger fast wie ein Blockbuster aus; mit (selbst für ihre Verhältnisse) opulenten Kostümen, achtbaren Spezialeffekten (e. g.: eine possierliche Schoßfledermaus!) – und einem Defilee von (Wiener) Publikumsliebblingen, das selbst mit dem Stargast-Overkill der heimischen Rekordkomödie „Aufputzt is“ mithalten kann.

Zuvorderst ist hier **Birgit Minichmayr** zu nennen; sie gibt die der blutigen Gräfin getreue (und goscherte) Zofe Hermine, im Dienstmädchen-Outfit und mit Louise-Brooks-Gedenkhaarschnitt. „Eine Blutwurst für den kleinen Hunger“ tut dem Geschmack ihrer Madame nicht Genüge. Also macht Hermine mit ihrem „Würgeschatzerl“ – ihr vom Sensemänn-Synonym „Würgeengel“ abgeleiteter Kosenamen für Báthory – Wiens Gassen unsicher, während ein ineffizienter Inspektor (Karl Markovics) die Leichen der Opfer aufklauben darf.

Dann wären da noch Báthorys Neffe, das (auch kleidungstechnisch) grüne Jüngelchen Rudi (Thomas Schubert), dessen überheblicher Therapeut (Lars Eidinger) – und viele andere, von Originalen wie Branko Samarovski, Inge Maux, Tom Neuwirth, Burghart Klaußner und Johannes Silberschneider verkörperte Käuze und Paradiesvögel. Zudem die Kulissen der Stadt, die sich auf dem Papier lesen wie der „Wien-Tour“-Katalog eines Reisebüros – Pestsäule, Strudelhofstiege, Semperdepot, Riesenrad, Nationalbibliothek. In Ottingers kunstvoll verkünstelter Inszenierung fügen sie sich zu einem stimmigen Ganzen. Klar: Wenn man mit dem jelineckischen Humor des Films wenig anfangen kann, kommt einem Wien nach Verlassen des Saals zu den Ohren heraus.

„Vier minus drei“ mit Valerie Pachner

Ein radikales Kontrastprogramm zu Ottingers pikanter Posse (und Liebeserklärung an alle Unangepassten) bietet der zweite größere österreichische Film, der am Montag in der Berlinale-Nebenschiene Panorama uraufgeführt wurde: „Vier minus drei“ von **Adrian Goiginger**. Wo für „Die Blutgräfin“ im Dunkeln gut munkeln ist, sucht der Salzburger Erfolgsregisseur („Rickerl“) viel lieber das Licht.

Der Untertitel des autobiografischen Bestsellers, auf dem Goigingers Drama basiert – „Wie ich nach dem Verlust meiner Familie zu einem neuen Leben fand“ – bringt es auf den Punkt: **Valerie Pachner** gibt eine professionelle Clownin, deren Existenz nach einem tragischen Unfall fast entgleist. Nur fast: Glaube an sich selbst, Zuversicht in die Weltseele und der Beistand anderer richten sie wieder auf.

